

INGRID THURNER

Ein dialogischer Lernprozeß in der „Familie Kirche“

Ingrid Thurner ist stellvertretende Vorsitzende und Geschäftsführerin der Plattform „Wir sind Kirche“ und überlegt, was die Initiatoren des „Kirchenvolks-Begehrens“ von den Bischöfen und von anderen lernen wollen. (Redaktion)

Klein Mary war mit ihrer Mutter am Strand. „Mammi, darf ich im Sand spielen?“ – „Nein, Liebling, da machst du nur dein hübsches Kleid schmutzig.“ – „Darf ich im Wasser waten?“ – „Nein, da wirst du bloß naß und erkältest dich.“ – „Darf ich mit den anderen Kindern spielen?“ – „Nein, da finde ich dich nicht wieder.“ – „Mammi, kauf mir ein Eis.“ – „Nein, das ist nicht gut für deinen Hals.“ Klein Mary begann zu weinen. Die Mutter wandte sich zu einer Frau in der Nähe und sagte: „Du lieber Himmel! Haben Sie schon einmal ein so neurotisches Kind gesehen!“¹

Die Voraussetzung „Ein ernsthafter Dialog ist nur möglich zwischen Partnern, die voneinander etwas lernen wollen“ und die Frage nach dem Lernbedarf der Plattform „Wir sind Kirche“ im Rahmen des „Dialogs für Österreich“ sind Einladung und Anlaß, einen Beitrag für dieses Heft zu schreiben. So interessant die Fragestellung ist, so schwer fällt eine Antwort aus unserer Sicht.

„Neurotisch“ betitelt Anthony de Mello seine Weisheitsgeschichte, die diesen Artikel einleitet. Was wohl die kleine Mary von ihrer Mutter gelernt hat – von einer übermächtigen Person, die in den Augen ihres Kindes alle Befugnis hat, die Entscheidungen zu treffen? Welchen Lernbedarf hat ein Kind, das erfährt, daß die Erfüllung aller Wünsche aus „guten Gründen“ verweigert wird? Ein solches Kind wird wohl vor allem eines „lernen“ wollen: möglichst schnell gleich groß und mächtig wie die Mutter zu werden, um Wünsche realisieren und über andere bestimmen zu können. Und sobald das Mädchen die ganze Situation „zum Heulen“ findet, wird es natürlich als „neurotisch“ bezeichnet. So sehr ich die Haltung der Mutter verstehen kann (Kinder können bisweilen tatsächlich „nerven“, das weiß ich aus eigener Erfahrung!) – sie mag gut gemeint sein, gut ist sie sicher nicht. Die Mutter hat zwar für den Augenblick (vielleicht) Ruhe, aber ein Dialog zwischen gleichberechtigten Partnern wird so wohl kaum entstehen. Es ist aus der Sicht „Unmündiger“, das heißt nicht entscheidungsberechtigter Laien, wirklich nicht einfach, von einer „Mutter Kirche“ zu lernen, die alles besser weiß, die allein Entscheidungen trifft und nach den Begründungen hinter den Wünschen ihrer „Kinder“ nicht fragt, sondern „gut gemeint“ be-

¹ Anthony de Mello, Wer bringt das Pferd zum Fliegen? Weisheitsgeschichten. Herder, Freiburg 1989, 43.

stimmt, wie diese sich zu verhalten haben. Und von einem ernsthaften Dialog zwischen gleichberechtigten Partnern haben die „aufbegehrenden Kinder“ am Beginn des „Kirchenvolks-Begehrens“ wenig gespürt. Menschen, welche die Situation der Kirche „zum Heulen“ fanden, wurden als „nervende Kinder“ empfunden, die die heile Welt der Familie durch ihre Haltung zerstören möchten.

In den drei Jahren seit dem Beginn des „Kirchenvolks-Begehrens“ hat sich – Gott sei Dank – einiges verändert. Vielleicht sind wir „Kinder“ erwachsener geworden und die „Väter“ der Kirche ein bißchen weiser.

Dieser Lernprozeß ist sicher mühsam (Eltern heranwachsender Kinder können ein Lied davon singen!), von Rückschlägen gezeichnet, bisweilen emotionsgeladen, er ist verletzend und befreiend, es gibt Zeiten, in denen man herzlich miteinander lachen kann, und Situationen, die man zum Davonlaufen findet, da gibt es Phasen, in denen man sich verbunden und eins weiß, und Phasen, in denen man aneinander vorbeiredet. Aber solange noch geredet wird ... Und Gott sei Dank wird in unserer Kirche noch miteinander gesprochen!

Wie in jeder Familie lernen auch in der Familie Gottes dabei alle Mitglieder voneinander – die Kinder von den Vätern und den Geschwistern, die Väter von den Kindern. Was wir dabei gelernt haben und immer noch lernen müssen, ist das Verständnis für „Väter“, denen bisher nie widersprochen, deren natürliche Autorität „einfach so“ anerkannt wurde, die in einer Welt lebten – und zum Teil immer noch leben –, die ganz patriarchalisch ausgerichtet war, ja immer noch ist. Und

wahrscheinlich müssen wir auch Geduld lernen – Geduld mit ihnen, die nicht von heute auf morgen jahrhundertlang bewährte Verhaltensweisen ablegen können, Geduld auch mit einer Familie, in der unterschiedlichste Erwartungen, Ansichten und Erfahrungen zu einem gemeinsamen Leben und Wirken führen sollen.

Was Heranwachsende – trotz aller natürlichen Widerstände – zumindest unbewußt an ihren Vätern fasziniert, ist die Sicherheit ihres Auftretens, ein Selbstbewußtsein, das in einer langen Lebenserfahrung wurzelt. Dies gilt auch für die Kirchen-Familie.

Der Rückhalt einer Weltkirche, die seit fast 2000 Jahren ihre Priester und Bischöfe in direkter apostolischer Sukzession bevollmächtigt, für das ganze Volk Gottes verantwortlich zu sein, das vom Amtsverständnis getragene Bewußtsein, daß nur sie „in persona Christi“ handeln können, und die jahrhundertlange Zustimmung des Volkes, ja dessen Bewunderung geweihter Männer, sind – trotz aller Verunsicherungen und Schwierigkeiten der heutigen Zeit – für viele Priester ein tragender Grund, selbst- und sendungsbewußt, bestimmt und bestimmend in der Kirche aufzutreten.

„Laienhafte“ Menschen müssen es zum Großteil erst lernen, ihre Berufung und Sendung in Kirche und Welt selbstbewußt und sendungsbewußt zu leben. Wir Laien sind durch die Taufe Christus einverleibt, zum Volk Gottes gemacht und, des priesterlichen, prophetischen und königlichen Amtes Christi teilhaftig, gesandt, zu unserem Teil die Sendung des ganzen christlichen Volkes in der Kirche und in der Welt auszuüben!²

² Vgl. „Lumen gentium“ 31, Dogmatische Konstitution über die Kirche, 2. Vatikanisches Konzil.

Von unseren Priestern und Bischöfen – und auch von anderen, von ihrer Sendung zutiefst überzeugten Gruppierungen – können und müssen wir lernen, diese Berufung, die von Gott selbst kommt, genauso ernst zu nehmen wie die Berufungen, die die Kirche „von amtswegen“ bestätigt. Dieser unerschütterliche Glaube, von Gott selbst in eine bestimmte Aufgabe gerufen zu sein – und auch dazu befähigt –, ist bei vielen Katholikinnen und Katholiken auch fast 40 Jahre nach dem Konzil noch wenig vorhanden. Hier haben wir sicher einen enormen Lernbedarf, bis alle Katholikinnen und Katholiken ihren Selbststand finden und sicher ihren eigenen Weg gehen, den Gott sie gemäß ihren Charismen und Möglichkeiten führt. „Das heilige Konzil beschwört also im Herrn inständig alle Laien, dem Ruf Christi, der sie in dieser Stunde noch eindringlicher einlädt, und dem Antrieb des Heiligen Geistes gern, großmütig und entschlossen zu antworten. Von neuem sendet er sie in alle Städte und Ortschaften, in die er selbst kommen will, damit sie sich in den verschiedenen Formen und Weisen des einen Apostolates der Kirche, das dauernd den neuen Bedürfnissen der Zeiten anzupassen ist, als seine Mitarbeiter erweisen. So wirken sie allezeit und mit aller Kraft für das Werk des Herrn; dabei wissen sie wohl, daß ihre Mühe nicht vergebens ist im Herrn.“ Der Schlußartikel im Laiendekret des 2. Vatikanischen Konzils ist heute aktueller denn je. Er ist ein Aufruf zum „Auf-Stand“ der Laien, eine Herausforderung an jede Frau und jeden Mann, endlich aufzustehen und zu gehen, wohin der Herr sie sendet – in der Gewißheit, daß Gott selbst sie beruft und sendet.

Die „Väter“ unserer Kirche leben uns vor, welche Sicherheit des Auftretens

und Wirkens aus dem Bewußtsein wächst, daß sie von Gott berufen sind – und ich hoffe, daß sie den „Kindern“ helfen, diese Sicherheit ebenfalls zu finden und ihre Charismen zu entfalten. Und wahrscheinlich erleben Priester und Bischöfe dabei, daß sie es bei Laien nicht mit „aufmüpfigen Pubertierenden“ zu tun haben, denen die „Familie“ egal ist, sondern mit gleichberechtigten Partnerinnen und Partnern, mit denen ein Dialog über Familienstruktur und Aufgabenverteilung in ihr zu einem, von allen gewünschten, kraftvollen Wirken führt.

Wenn uns das in der Kirche von Österreich gelingt, indem wir voneinander und füreinander Geduld, tiefen Glauben und das Ernstnehmen unserer Berufungen lernen, ist mir um die Zukunft unserer Kirche nicht bange. Es ist – mit allen damit verbundenen Problemen und Schwierigkeiten – in der „Familie Kirche“ ein Wachstums- und Reifeprozess in Gang gekommen, der uns zu einem Miteinander führen kann, wie es Jesus dem Volk und seinen Jüngern auftragte: als „Familie“, in „der nur einer euer Vater ist, der im Himmel“ (Mt 23, 9), und wir alle Brüder und Schwestern.

Der Dialogprozess in der Kirche von Österreich, der zuerst zäh und mühsam, dann aber immer kraftvoller und zukunftsweisender begonnen hat, ist ein notwendiger Lernprozess auf diesem Weg zwischen Leitung und Basis, zwischen den verschiedensten Gruppen innerhalb unserer Kirche und den unterschiedlichsten Erwartungen ihrer Mitglieder – ein gegenseitiges Geben und Nehmen.

Ein Farmer, dessen Mais auf der staatlichen Landwirtschaftsmesse immer den ersten Preis gewann, hatte die Angewohnheit, seine besten Samen mit allen Farmern

der Nachbarschaft zu teilen. Als man ihn fragte, warum er das täte, sagte er: „Eigentlich liegt es im ureigensten Interesse. Der Wind trägt die Pollen von einem Feld zum anderen. Wenn also meine Nachbarn minderwertigen Mais züchten, vermindert die Kreuzbestäubung auch die Qualität

meines Kornes. Darum liegt mir daran, daß sie nur den allerbesten anpflanzen.“³ Wenn sich alle Seiten darauf einlassen und buchstäblich alle ihr Bestes geben, wird die Kirche wieder wachsen und gedeihen, Samen ausstreuen und Früchte bringen.

³ Anthony de Mello, a.a.O. 153.

GABRIELE KIENESBERGER

Dialog in der Kirche der Marthas...

...die mit ihren blanken Händen sich nicht nur am Fels Petri wundscheuern, sondern das Urgestein freilegen.¹

Mag^a Gabriele Kienesberger ist seit 1. April 1998 Frauenbeauftragte der Diözesanen Frauenkommission Linz sowie Vorstandsmitglied des Österreichischen Frauenforums Feministische Theologie. Sie wurde nach dem Lernbedarf „der“ Frauen befragt. (Redaktion)

Das Geschlecht hat kulturelle und historische, aber keine ontologische Bedeutung

Gerade im Rahmen dialogischer Prozesse kann es nicht um ein Fortschreiben eines Geschlechterdualismus gehen, der selbst der Kern eines breiteren Unterdrückungsmusters ist, welches

zur Abwertung von Frauen führte. „Soweit unsere Wahrnehmung dualistisch bleibt, werden wir uns eben auf die Logik des Entweder-Oder festgenagelt finden, für die wir das Patriarchat zu Recht kritisiert haben.“² So ist auch die Frage nach Dialogpartnern und Dialogpartnerinnen auf dem Hintergrund der Notwendigkeit zu sehen, die Situation von Frauen zu analysieren „und das konkrete Leben von Frauen zu feiern, ohne in den Dualismus der Geschlechter zurückzufallen.“³ Beverly W. Harrison sieht diese Möglichkeit in dem Versuch, „eine Sprache zu finden, die die Realität unseres Seins, unserer Erfahrung und unserer Geschichten bejaht, ohne die Machtdynamik zu stärken, welche bereits in der Geschichte einer Welt

¹ In Anlehnung an Hedwig Meyer-Wilmes' Gedicht „Zu Marthas Gedächtnis“, in: *Hedwig Meyer-Wilmes: Zwischen lila und lavendel. Schritte feministischer Theologie*, Regensburg 1996, S. 137f.

² Beverly W. Harrison, *Die neue Ethik der Frauen: kraftvolle Beziehungen statt bloßen Gehorsams*. Kreuz-Verlag, Stuttgart 1991. S. 49.

³ Harrison, S. 49.